

Katholische Lebensstile

„Katholische Lebensstile“ hieß eine Akademieveranstaltung am Montag, 13. Februar 2012. Sie befasste sich damit, wie unterschiedlich die katholische Identität gelebt wird, wie verschieden katholische Präsenz in der Gesellschaft gesehen wird und welche konträren Lebensentwürfe katholisch sind. In einer sehr lebhaften und bisweilen heftigen Diskussion trafen an diesem Abend die SPD-Politikerin Karin Kortmann, Vizepräsidentin des

Zentralkomitees der deutschen Katholiken, und der Spiegel-Journalist und Publizist Matthias Matussek aufeinander.

„zur Debatte“ dokumentiert das Grundsatzreferat zum Thema „Katholische Präsenz im Säkularen“ des Kölner Theologen Prof. Dr. Hans-Joachim Höhn und veröffentlicht ein breites Spektrum von Meinungen, wie es im großen Presseecho zu der Veranstaltung zu finden ist.

Macht Unterschiede!? Katholische Präsenz im Säkularen

Hans-Joachim Höhn

Nicht jede Aufforderung kommt im Befehlstone daher. Bisweilen sind sie auch als Ermutigung gemeint. Der Imperativ „Mach's gut!“ ist ein oft gehörtes Abschiedswort, aber auch ein Wunsch. Er bekräftigt die Hoffnung auf ein gutes Gelingen. Denn bei allem, was Menschen unternehmen, kommt es nicht nur darauf an, das Richtige zu tun. Sie sollen auch alles gut machen. Erst dann hören sie das Kompliment „Gut gemacht!“ Dabei geht es um die Art und Weise, wie ein gutes Ergebnis erzielt wird. Es soll dabei „gekonnt“ zugehen. Nicht Zufall oder günstigen Umständen wird das Gelingen zugeschrieben, sondern einem bestimmten Vermögen, unabhängig vom Zufall und vielleicht sogar den Umständen zum Trotz etwas Gelingen zu lassen. Wer das schaffen will, braucht eine dazu passende „Könnerschaft“. Ob jemand darüber verfügt, lässt sich daran erkennen, wie diese Könnerschaft ausgeübt wird. Geübte Könnner zeigen Stil.

Wer nach einem katholischen Lebensstil fragt, erkundigt sich ebenfalls nach diesem Vermögen und setzt es in eine doppelte Beziehung – zum Leben und zum Katholischen. Wer sowohl das Leben als auch das Katholische zur Stilfrage erhebt, hat dabei etwas Doppeltes im Sinn: Wer Stil hat, ist daran identifizierbar. Wer identifizierbar sein will, muss sich unterscheidbar machen. Zu beidem soll ein unverwechselbarer Stil verhelfen: zur Sicherung von Identität und zur Wahrung von Unterschieden. Mit beidem hat derzeit das Katholische zu kämpfen – mit seiner Unterscheidbarkeit und mit seiner Identifizierbarkeit.

Ist es an der Zeit, beides zu stilisieren? Ist es angezeigt, die Identität des Katholischen durch die Markierung von Unterschieden zu sichern? „Macht Unterschiede! Unterscheidet Euch!“ –



Prof. Dr. Hans-Joachim Höhn, Professor für Systematische Theologie und Religionsphilosophie an der Universität zu Köln

dies scheint das Gebot der Stunde zu sein. Im Kontext eines sozialen, moralischen und religiösen Pluralismus kann man sich offensichtlich nur über die Wahrung von Unterschieden behaupten: Ökumene? Ja, aber bitte ohne Verlust konfessioneller Profile! Dialog der Religionen? Ja, aber bitte ohne Verzicht auf das „unterscheidend“ Christliche! Soziales Engagement? Ja sicher, aber macht auch deutlich, wofür Ihr allein und keiner sonst steht – nur so gewinnt Ihr Konturen! Man ist überzeugt: Nur durch die Markierung von Differenzen lassen sich Originalität und Unverwechselbarkeit sichern. Dem ist auf den ersten Blick nur schwer zu widersprechen.

In der Regel ist es unumgänglich, um der Identifikation zweier Größen willen einen Unterschied zwischen ihnen auszumachen. Erst danach kommen Gemeinsamkeiten zur Sprache. Es macht jedoch auf Dauer einen Unterschied, ob man bei einer Verhältnisbestimmung, die der Identifizierung dienen soll, mit einer Beziehung beider Größen beginnt oder ob die Benennung einer Verschiedenheit am Anfang steht. Ist es entscheidend christlich, das Verhältnis zu anderen über Unterschiede zu definieren? Ist das Unterscheiden überhaupt geeignet, treffsicher das Entscheidende zu erfassen? Um es an einem trivialen Beispiel zu erläutern: Wenn sich Katholiken von Protestanten durch Rosenkranz, Aschekreuz, Maialtar, Weihwasser und die Feier von Namenstagen unterscheiden, so entscheidet sich daran gleichwohl nicht, was es heißt katholisch zu sein.

Ich will nicht nur die Leitfrage am Anfang meines Vortrages herausstellen, sondern gleich auch mit meiner Leitthese bekannt machen: Entscheidend für katholische Christen ist nicht, dass sie den Unterschied zu anderen Akteuren, Gemeinschaften und Religionen in unserer Gesellschaft herausstellen. Entscheidend christlich ist es, für das einzustehen, was alle Menschen verbindet, eint und einander gleich macht. Das ist zugleich das Katholische am Christentum. Wer nur auf die Bestimmung von Unterschieden aus ist, macht das, was heute alle tun, um sich zu profilieren. Und wer das macht, was alle anderen auch tun, hat schon aufgehört sich von allen anderen zu unterscheiden. Wenn sich alle auf dieselbe Weise unterscheiden, sind sie alle auf dieselbe Weise anders – und damit einander fast schon zum Verwechseln ähnlich.

Es ist entscheidend für katholische Christen, dass sie sich auf andere Weise profilieren. Auf diesen stilbildenden Unterschied kommt es an. Stilbildend ist, anders mit Unterschieden umzugehen. Christen haben zu bezeugen, dass jeder Unterschied zwischen Menschen umgriffen ist von einer je größeren Gemeinsamkeit. Christen profilieren sich mit der Herausstellung dieses allen Menschen Gemeinsamen! Auf diese Weise setzen sie in dieser Zeit auch ein Zeichen des wohlthuenden Andersseins. Nur dann sind die beiden Imperative „Mach's gut!“ und „Macht Unterschiede!“ gemeinsam realisierbar. Es geht um Unterschiede, die „gut tun“!

Um diese Leitthese plausibel zu machen, sind mehrere Anläufe notwendig. Den Einstieg machen Beobachtungen zur prekären Logik des Unterscheidens. Danach wird versucht, das entscheidend Christliche (und Katholische) vom unterscheidend Christlichen zu unterscheiden und mit dem Säkularen in Beziehung setzen: Wie stilisiert man das entscheidend Katholische am besten – im Säkularen oder gegenüber dem Säkularen? Wie kann man den Unterschied zwischen Kirche und Welt so stilisieren, dass es beiden Größen „gut tut“? Dient in diesem Kontext die Forderung nach einer „Entweltlichung“ der Kirche der Sicherung ihrer Identität? Steht sie für einen wohlthuenden Unterschied von Kirche und Welt?

I. Profilsuche: Die verhängliche Logik des Unterscheidens

Wer Unterscheidungen vornimmt, lässt sich auf eine heikle Praxis ein. Denn jede Feststellung von Unterschieden zieht weitere Unterscheidungen nach sich. Wer zwischen „groß“ und „klein“ unterscheidet, darf dabei nicht Halt machen. Es folgt sogleich die Fortsetzung, die Unterscheidungen steigert: „größer“ und „kleiner“ – „am größten“ und „am kleinsten“. Wer mit Unter-

schieden beginnt und daran die eigene Identität fest macht, tut sich bald schwer. Gemeinsamkeiten mit anderen zu entdecken. Man kann immer nur angeben, was die anderen nicht sind, d.h. nicht so groß, nicht so begütert, nicht so angesehen wie man selbst.

Zweifellos darf man in komplexen Gesellschaften Unterschiede nicht einfach übergehen. Sie können durchaus identitätsstiftend sein. Denn an ihnen lassen sich Selbstsein und Eigensein festmachen. Originalität und Freiheit eines Menschen haben mit seiner wohlthuenden Verschiedenheit von Anderen zu tun. Das heißt aber nicht, dass Unterschiede primär wohlthuend und stets identitätsstiftend sind. Es kommt zunächst darauf an, wer sie vornimmt. Im Vorteil sind dabei Personen und Gruppen, welche die Definitionshoheit haben. Prekär wird es für jene, die sich von anderen sagen lassen müssen, worin sie ihnen nicht gleich sind und warum sie mit ihnen nicht gleichauf sein

Eine Betonung von Unterschieden zieht oft Unterscheidungen nach sich, die zu Asymmetrien führt. Asymmetrische Freiheit aber ist aufgehobene Freiheit.

können. Wer nicht das ist (oder sein soll/darf), was die anderen auch sind, kann darin einen Grund sehen, dass ihm/ihr Gleichstellung und Gleichberechtigung vorenthalten werden. Die Alltagserfahrung zeigt: Eine Betonung von Unterschieden zieht oft Unterscheidungen nach sich, die zu Asymmetrien führt. Asymmetrische Freiheit aber ist aufgehobene Freiheit.

Dass auch zwischen freien Menschen erhebliche Unterschiede bestehen, wird niemand bestreiten. Aber es kommt darauf an, diese Unterschiede an die richtige Stelle zu setzen. Falsch platziert, ziehen sie fatale Unterscheidungen nach sich. Denn zur Logik des Unterscheidens gehört das Abtrennen und Sich-Absetzen. Das Verschiedene und Andere ist dabei dasjenige, was der/die Andere mit dem Eigenen nicht teilt und damit nicht gemein hat. „Du bist nicht wie ich. Dir fehlt etwas, um so zu sein wie ich!“ – Wer diese Logik extrem ausreißt, will allen nicht in allem gleichen, sondern gegenüber allen in allem anders sein.

Für das Anderssein braucht es Unterschiede. Gefragt sind Unterschiede, die Bestreitungen mit Vorzügen paaren: „Ich stehe besser da, weil ich anders da stehe. Um besser dastehen zu können, muss ich auf Unterschiede hinweisen, durch die du schlechter dastehst.“ – Wer derart mit Unterschieden hantiert, arbeitet jenen zu, die daraus Exklusionen und Diskriminierungen machen. Wer in und durch den Vorgang des Ausschließens seine Identität wahren will, verfängt sich sehr bald in den Fallstricken einer Ideologie. Denn Ideologien bestehen zum großen Teil aus der Absicht, ihre Anhänger durch Diskriminierungen, d.h. durch die Bestimmung von Unterschieden zu anderen, besser dastehen zu lassen. Wer die Rede vom „unterscheidend“ Christlichen gebraucht und mit der Logik der Exklusion das „entscheidend“ Katholische bestimmen will, kann der Identitätssicherung der Kirche unversehens einen Bärendienst erweisen.

che unterscheidbar von sozialen und religiösen Bewegungen, die nur partikuläre Eigeninteressen vertreten oder sich der Lobbyarbeit hingeben. Erst wenn sich die Kirche von diesen Handlungsmustern unterscheidet, ist sie „katholisch“. Erst dann geht sie aufs Ganze, hat alle und alles im Blick. In diesem Sinne ist das Katholische kein Bestimmungsmerkmal einer konfessionellen Identität, sondern ursprüngliches und unveränderliches Kennzeichen des genuin Christlichen. Auf's Ganze gehen, heißt aber nicht: das Extreme pflegen, das Grenzwertige als zentral behaupten oder zur Norm machen.

Häufig werden für eine Neubestimmung des Verhältnisses von Kirche und Gesellschaft neutestamentliche Metaphern herangezogen, die offensichtlich auf die Betonung eines unaufhebbaren Unterschiedes hinauslaufen und dessen Stilisierung fordern. Das neutestamentliche Bildwort vom „Licht der Welt“ (Mt 5,13-16) zählt dazu. Wer es beim Wort nimmt, dem geht allerdings etwas ganz Anderes auf. Hier wird deutlich, dass die Identität des Christseins nicht im „Für-sich-sein“ besteht, sondern erst im „Bezogen-sein-auf-die Anderen“ verwirklicht wird: Wer direkt in eine Lichtquelle schaut, wird entweder geblendet oder muss die Augen zukneifen – und sieht nichts! Erst wenn man eine Lichtquelle dazu nutzt, etwas auszuleuchten oder anzustrahlen, erfüllt sie einen wohltuenden Zweck. Ansonsten bleibt sie ein folgenloser Selbstzweck. Wenn Christen etwas ausstrahlen, dann rücken sie ihre Umwelt in ein anderes, besseres Licht. Sie machen das Beste an den anderen sichtbar – nicht an sich selbst! Es geht um die Stilisierung einer Beziehung des Zugewandtseins, nicht um die Stilisierung eines Verschiedenseins.

Ähnlich verhält es mit der Metapher „Salz der Erde“. Salz ist kein Lebensmittel, das man um seiner selbst willen genießt. „Es ist nicht selbst Speise, sondern man fügt es den Speisen hinzu. ... Wollte hingegen jemand auf den Gedanken kommen, Salz als Selbstzweck und also selber als Speise auszugeben, so würde die Reaktion derer, die darauf hereinfließen, alsbald jeden überzeugen, daß Salz als Speise genossen ungenießbar ist: man würde spucken“ (E. Jünger). Salz macht das, was nicht selbst Salz ist, haltbar und verstärkt seinen Eigengeschmack.

Nach Karin Kortmann, der Vizepräsidentin des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, gehört das Wirken in der Gesellschaft zum Katholischen dazu.

II. Das entscheidend Christliche: Was alle Menschen verbindet

Der Ideologiefalle können Christen am ehesten dadurch entgehen, dass sie das entscheidend Christliche als dasjenige identifizieren, das alle Menschen verbindet, eint und sie einander gleich macht. Eben dies ist der Heilswille Gottes, der jeden Menschen zum Adressaten einer unbedingten Zuwendung macht. Dazu gehört ebenso die Gottesebenbildlichkeit aller Menschen und die Mitgeschöpflichkeit alles Lebendigen. Die Gottebenbildlichkeit jedes Menschen begründet Gleichheit, Wert und Würde jeder menschlichen Person. Es ist diese Orientierung an alle Menschen Verbindenden, das die Kirche zum Einsatz für Menschenrechte und ein globales Gemeinwohl motiviert. Dies macht das entscheidend Christliche im sozialen und politischen Kontext aus. Und die Orientierung daran macht die Kir-

Eine Missionsschule in Indien.

III. Substanzverlust? Der Vorwurf der Selbstsäkularisierung

All dies wird nicht mehr möglich sein, wenn das Salz schal geworden ist. In den Augen mancher Kirchenkritiker ist nach dem II. Vatikanum genau dieser Effekt eingetreten. Der Grund hierfür sehen sie darin, dass sich die Kirche zu wenig um ihre genuin religiösen Aufgaben (und um sich selbst) zu kümmern scheint. Das Eigentliche, das wahrhaft Katholische – so heißt es – kommt zu kurz. Mehr noch: Wo sich die Kirche um soziale und politische Fragen kümmert, da beginnt für die Wahrer des wahrhaft Katholischen bereits der Prozess der Selbstsäkularisierung. Die Kirche lässt in ihren Strukturen und Vollzügen kaum noch etwas von Transzendenz und Erlösung, vom Heiligen und Mystischen vernehmbar werden. Was vor einigen Jahrzehnten noch ein Grund war, der Kirche soziales Versagen vorzuwerfen – das fehlende Engagement in politischen und kulturellen Handlungsfeldern – wird nun zum Anlass genommen, ihr ein Versagen in genuin religiösen Bereichen vorzuhalten.

Seit der Freiburger Rede von Papst Benedikt XVI. gibt es für solche Vorhaltung ein neues Lösungswort, das offenbar zugleich die Lösung andeutet: „Entweltlichung“. Sie steht für die Abkehr vom Kurs einer Kirche, die sich in der Gesellschaft selbstgenügsam eingerichtet hat und „sich den Maßstäben der Welt angleicht“. Der Begriff der Entweltlichung wird vor allem von jenen Kreisen in der Kirche aufgegriffen, die sich durch ihn doppelt bestätigt sehen: zum einen hinsichtlich ihrer Kritik am Weg der Kirche nach dem II. Vatikanum und zum anderen hinsichtlich ihrer Kritik am Lauf der modernen Welt.

Würde die Kirche die Welt wirklich im Licht des Evangeliums sehen, dann bekäme sie ein Ausmaß an Pathologien und Krisen, an Verlust und Niedergang zu Gesicht, das ihr eigentlich jeden Grund nehmen müsste, ihr etwas Positives abzugewinnen. Wird nicht jede Institution, die sich auf eine solche Moderne einlässt, zwangsläufig teilhaben an ihren Brüchen und Verwerfungen? Sind nicht alle Forderungen einer „nachholenden Modernisierung“ der Kirche, nach einem „update“ ihrer Moral und Dogmatik darum am Ende kontraproduktiv?

Wer diese Frage bejaht, plädiert für einen anderen Weg: Von der Kirche ist nicht Zeitgenossenschaft mit der säkularen Welt, sondern viel eher kritische Ungleichzeitigkeit und selbstbewusste Ungleichförmigkeit verlangt. Nicht die „Inkulturation“ in die säkulare Welt ist angezeigt, sondern die Markierung einer Differenz zu dieser Welt. Schließlich rührt der Appell, sich der Welt nicht anzugleichen (vgl. Röm 12,2; Jak 4,4) an ein Grundthema der gesamten Christentumsgeschichte. In der Tat ist Skepsis angebracht gegenüber einer Kirchlichkeit, die auf Konformität mit der Gesellschaft angelegt ist, also auf Opportunitätsdenken beruht. Wer Salz der Erde sein will, darf sich nicht scheuen, Salz in die Wunden dieser Zeit zu streuen. Man muss eine Wunde doch zuerst desinfizieren, ehe man ein Pflaster drüber klebt....!

Diesen Anfragen müssen sich jene Kirchenkreise zweifellos stellen, die sich auf dem Kurs des II. Vatikanischen sehen und diesen Kurs beibehalten wollen. Dieser Kurs ist vor allem in der *Pastoralkonstitution* „Gaudium et spes“ beschrieben worden. Hier hat die Kirche eine Verhältnisbestimmung zur Welt vorgenommen, die nicht auf der Logik der Entgegensetzung zweier Größen beruht. Im Zentrum steht vielmehr der Gedanke der (doppelten) Entsprechung: Welche Praxis des Glaubens

entspricht sowohl dem Evangelium als auch den Ansprüchen der Zeit? Wie wird man auf zeitgemäße Weise dem Anspruch des Evangeliums gerecht?

Bereits in den einleitenden Passagen von „Gaudium et spes“ finden sich dazu programmatische Aussagen. Weltzuwendung, nicht Weltabgewandtheit macht christliche Zeitgenossenschaft aus. Es ist Auftrag und Anliegen der Kirche, „nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten, so dass sie in einer der jeweiligen Generation angemessenen Weise auf die bleibenden Fragen der Menschen nach dem Sinn des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens und nach dem Verhältnis beider zueinander Antwort geben kann“ (GS nr. 4). Verlangt wird eine doppelte Fokussierung der Verkündigung: zeit- und biographienah einerseits, evangeliumsgemäß und von den Quellen des Glaubens inspiriert andererseits. Man darf also die Sache des Evangeliums nicht trennen von der Zeit, in der sie jeweils zu vertreten ist. Und diese Zeit ist nicht von vornherein der Opponent oder Widerpart des Evangeliums. Es wäre ignorant, in allem, was den Geist der Zeit ausmacht, nur Geistloses oder einen Ungeist am Werk zu wähen. Wer das tut, macht die Welt schlecht, um mit der eigenen Weltfremdheit gut dazustehen.

Evangeliumsgemäß ist nicht, sich aus der Welt zu stellen, sich über sie zu erheben oder sich ihr gegenüberzustellen, sondern in der Welt für die Welt engagiert zu bleiben, sich von ihren Nöten anrühren lassen und sich ihrer Freuden mitzufreuen. Für Christen gibt es „nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände. Ist doch ihre eigene Gemeinschaft aus Menschen gebildet, die, in Christus geeint, vom heiligen Geist auf ihrer Pilgerschaft zum Reich des Vaters geleitet werden und eine Heilsbotschaft empfangen haben, die allen auszurichten ist. Darum erfährt diese Gemeinschaft sich mit der Menschheit und ihrer Geschichte wirklich engstens verbunden“ (GS nr. 1).

Nicht die Anpassung, sondern die Resonanzfähigkeit der Kirche für eine sich dramatisch verändernde Welt ist gefragt. Nicht die Errichtung einer Gegenwelt, sondern die Solidarität mit der Welt ist ihr Thema. Zur Wahrnehmung christlicher Zeitgenossenschaft gehört unabdingbar eine dialogische Beziehung zwischen Kirche und Welt (vgl. GS nr. 40 ff., nr. 90), die bei aller notwendigen Sozialkritik in der Welt nicht bloß alles Negative und alles Negative nicht bloß in der Welt wahrnimmt. Vielmehr gilt es auch das anzuerkennen, „was an Gutem in der heutigen gesellschaftlichen Dynamik vorhanden ist“, und mit Achtung zu blicken „auf alles Wahre, Gute und Gerechte, das sich die Menschheit in den verschiedenen Institutionen geschaffen hat und immer neu schafft“ (GS nr. 42). Diese Anerkennung lebt im und vom Dialog mit allen Menschen guten Willens, mit den Angehörigen anderer Religionen und Konfessionen. Dabei gelten nach außen wie nach innen dieselben Regeln des Gebens und Nehmens (GS nr. 42-44), des Hörens aufeinander und des Lernens voneinander: „Anerkennung aller rechtmäßiger Verschiedenheit, gegenseitige Hochachtung, ... im Notwendigen Einheit, im Zweifel Freiheit, in allem die Liebe“ (GS nr. 92).

Zweifellos wirken manche Passagen der konziliaren Zeitdiagnose heute kaum noch scharf genug. Allerdings ist dies kein Grund, den Text bei Seite zu legen. Vielmehr enthält er selbst die Aufforderung, ihn „zu vervollkommen und zu ergänzen (...), da oft von Dingen die Rede ist, die einer ständigen Entwicklung unterworfen sind“ (GS nr. 91). „Gaudium et spes“ will ein Text sein, mit dem man nicht nur zum Zeit-

punkt seiner Verabschiedung etwas anfangen kann. Man soll immer wieder mit ihm anfangen können, über Unterschied und Beziehung von Kirche und Gesellschaft nachzudenken. Dass er solche kontinuierlichen Neuanfänge ermöglicht, liegt an seiner Methode, beim Nachdenken über die Kirche eine gesellschaftliche Außenperspektive in eine theologische Innenperspektive derart einzubauen, dass der Blick *von* außen nicht erst nachträglich den Blick *nach* draußen schärft.

IV. Korrektur oder Versuchung? Kirche zwischen „Entweltlichung“ und Selbstsakralisierung

Nicht wenige Konzils- und Kirchenkritiker verweisen jedoch auf eine Zeitdiagnose, die zu einer ganz anderen Verhältnisbestimmung von Kirche und Welt führt. Seit etlichen Jahren ist die Redeweise vom „Ende der Moderne“ im Umlauf. Philosophen, Soziologen und Historiker machen von ihr reichlich Gebrauch. Wenn sie zutrifft, muss die Frage gestellt werden: Ist es überhaupt noch sinnvoll, sich auf eine Gesellschaft einzulassen, die sich geistes- und sozialgeschichtlich *vor* einem Ende sieht und vielfach selbst „am Ende“ ist? Wird eine Kirche, die sich auf die moderne Welt einlässt, nicht bald auch selbst am Ende sein?

Wer dies verhindern und das Katholische verteidigen will, muss darum für „neue“ Grenzziehungen zwischen dem Religiösen und dem Säkularen eintreten. Hierbei ist das Säkulare keine normative Bezugsgröße mehr. Die Aufgabe, auf zeitgemäße Weise der Botschaft Jesu gerecht zu werden, wird nun für sekundär gehalten. Dass die Kirche auf evangeliumsgemäße Weise den Erfordernissen der Zeit entsprechen muss, erscheint zweitrangig. Als Begründung verweisen die Befürworter dieser Position auf einen zentralen Passus in der Freiburger Rede des Papstes, für den die Welt nicht maßgeblich für die Bezeugung des Evangeliums sein kann: „Durch die Ansprüche und Sachzwänge der Welt aber wird dies Zeugnis immer wieder verdunkelt, werden die Beziehungen entfremdet und wird die Botschaft relativiert.“

Besteht also die Alternative darin, das Evangelium in „Reinkultur“ abseits der modernen Welt zu verkünden, anstatt es in diese Zeit zu „inkulturieren“? Sollte man in Zeiten knapper Finanzmittel nicht den kostenintensiven Bereich der sozialen und kulturellen Diakonie einsparen? Sollte man, um einer Selbstsäkularisierung der Kirche zu entgehen, die Kirche, ihr Handeln und ihr Erscheinungsbild nicht dem kategorischen Imperativ „Macht Unterschiede!“ unterstellen?

Um solche Unterschiede darzustellen, eignet sich in modernen Gesellschaften als Medium vor allem das Ästhetische: Man inszeniert sich. Man gibt (nur noch) ein Bild ab – von sich selbst. Man zeigt, wie man gesehen werden möchte. „Wie mich die anderen sehen, will ich gar nicht sehen ...“ Entsprechende Bestrebungen sind längst im Gange. Vor allem die seit 1990 entstandenen neuen geistlichen Bewegungen („movimenti“) und innerkirchlichen Protestgruppen setzen auf ästhetische Distinktion. Sie sind vielleicht gering an Zahl, aber an Wirkung nicht zu unterschätzen. Wer nach römischen Belegen für den von ihnen markierten „Trend“ sucht, findet sie in den Dekreten zur Wiedereinführung tridentischer Formulare der Sakramentspendung, zum dogmatischen Flirt mit den Piusbrüdern oder zur Revision der liturgischen Bücher. Gemeinsam ist diesen Bestrebungen, dass sie eine Asymmetrie sowohl im Außenverhältnis als auch im Innenverhältnis der Kirche herausstel-

len. Gegenüber der säkularen Welt soll die Andersheit, Unangepasstheit, Ungleichförmigkeit der Kirche unterstrichen werden. Im Innenverhältnis soll sie anziehend für Menschen sein, die doppelt unangepasst sein wollen: gegenüber der säkularen Welt und gegenüber Kirchenmitgliedern, die sich dem Säkularen zu sehr geöffnet haben. Zur Rechtfertigung beruft man sich auf den Ratschlag prominenter Soziologen, die der Kirche empfehlen, in eine Welt, die sich als Ideal die „totale Symmetrisierung von allen auf die Fahne geschrieben hat, eine „Idee des Asymmetrischen“ (A. Nassehi) hineinzubringen. Einher geht damit die Pflege von „Alleinstellungsmerkmalen“ und die Konzentration auf den „Markenkern“ der katholischen Kirche. Im Stile einer „McKinsey-Theologie“ listet man auf: rituelle Lebensbegleitung, spirituelle Sinnstiftung und sakramentale Heilsmittlung – und natürlich der Zölibat der Priester als die „Welt“ am meisten provozierendes Zeichen ihrer Asymmetrie.

Ist diese Umsetzung der Unterscheidung von sakraler und säkularer Sphäre der rechte Weg, um nach außen unmissverständlich zu zeigen, wofür die Kirche steht? Wird auf diese Weise die Identität der Kirche gesichert? Klar ist, dass es hierbei zunächst um die Bestärkung einer Identität „nach innen“ geht. Sie soll gefestigt werden durch die Markierung einer Differenz nach außen. Eine „McKinsey-Theologie“ sieht darin eine

Es geht nicht mehr um die Kultivierung und Stilisierung des Lebens, sondern nur noch um die Stilisierung des Glaubens.

erfolgsversprechende Strategie, sich gegenüber Konkurrenten auf dem Markt der Weltanschauungen und Sinnanbieter mit einem klaren Profil abzuheben. Vielleicht versucht man auf diese Weise sogar eine Tugend aus der Not zu machen, die mit dem Ende der „Volkskirche“ kommen wird. Dass dieses Ende naht und die Kirche zu einer sozialen Randgröße machen wird, ist statistisch voraussagbar. Worin Identität und Relevanz der dann verbleibenden „Restkirche“ bestehen, weckt erhebliche Besorgnis. Vorsorglich konzentriert man sich auf das „Eigentliche“ des Kircheseins, das nicht Gegenstand von Statistiken sein kann. Auf das missionarische und liturgische Zeugnis der Kirche kann sich die „Entweltlichung“ doch eigentlich nur positiv auswirken. Denn es wird deutlicher, klarer, entschiedener und vor allem kompromisslos ausfallen, wenn sie zur Welt auf Distanz geht!?

Es ist aber keineswegs ausgemacht, dass ein solches Manöver am Ende die Kirche nicht viel eher kompromittieren wird. Wer stets mit sauberen Händen dastehen will, darf nichts anfassen. Saubere Hände sind dann aber immer leere Hände ... ! Kompromittieren immer nur die Kompromisse? Kann nicht auch Kompromisslosigkeit kompromittierend sein? Problematischer als der Rückgang ihres äußeren Bestandes ist ihre drohende innere Verkümmern. Dass sie kleiner wird, muss man beklagen – dass sie dabei selbstbezogen wird, ist das größere Übel. Eine Kirche, welche zur Welt auf Abstand geht, steht in der Versuchung, sich in einen dogmatischen Rigorismus und liturgischen Ästhetizismus zu flüchten. Auf diesem Weg hofft man vielleicht, den gegenüber dem Säkularen verlorenen Glanz im Sakralen wiederzufinden. Politisch, sozial und kulturell ist ein solches Kirchentum aber belanglos. Es ähnelt einer Thermoskan-

ne aus Edelstahl. Ihre glatt polierte Außenseite lädt zwar dazu ein, sich darin zu spiegeln. Wer sich aber als „Außenstehender“ auf diese Weise ein Bild von sich und seiner Welt machen will, blickt in ein Zerrbild.

Zudem findet hier eine prekäre Akzentverschiebung statt. Es geht nicht mehr um die Kultivierung und Stilisierung des Lebens, sondern nur noch um die Stilisierung des Glaubens. Am Ende steht die Selbststilisierung der Kirche. Erneut setzt man dabei auf die Logik der Asymmetrie und der Selbstreferenz. Sie kann am Ende in die Selbstsakralisierung führen. Man sondert sich aus, um die eigene Besonderheit demonstrieren zu können. Man umgibt die ausgesonderte Besonderheit mit einer besonderen Aura. Man gibt sich unangreifbar, weltenthothen, weltüberlegen ...

Weder Distanz noch Anpassung, sondern die Resonanzfähigkeit der Kirche für eine sich dramatisch verändernde Welt ist angezeigt: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. ... Darum erfährt diese Gemeinschaft sich mit der Menschheit und ihrer Geschichte wirklich engstens verbunden“ (GS nr. 1). Die Kirche ist das Zeichen der Nähe Gottes in der Welt für die Welt. Eine Kirche, die in der Welt nur auf sich selbst verweist, kann kein Zeichen für die Zuwendung Gottes zur Welt sein. Aber ebenso trifft zu: Ihr Dasein *für* die Welt entpflichtet nicht davon, *Kirche* zu sein. Eine Kirche, die *in* der Welt nicht mehr Kirche sein will, kann als solche auch nicht mehr *für* die Welt da sein.

Wenn aber nicht Anpassung *an* die Welt verlangt wird, dann braucht man auch nicht zu befürchten, dass die Weltzugewandtheit der Kirche ihre Identität entstellen könnte. Weithin hat sich zwar die Maxime durchgesetzt: Nur durch die Markierung von Differenzen lassen sich Originalität und Unverwechselbarkeit gegenüber der Welt sichern. Aber kann die Kirche mit dieser Strategie auf evangeliumsgemäße Weise in dieser Welt ihre Identität sichern? Sollte sie versuchen, ihre Mitglieder durch die Bestimmung von Unterschieden zu anderen besser dastehen zu lassen? Oder ist sie erst dann „katholisch“, wenn sie das entscheidend Christliche als dasje-

Autor Matthias Matussek wünscht sich Katholiken, die das Mystische, das Feierliche und Geheimnisvolle suchen.

nige identifiziert, das alle Menschen verbindet, eint und sie einander gleich macht. Sollte die Kirche nicht daran Maß nehmen, wenn sie nach Maßstäben sucht für ihr Engagement *als* Kirche *in* der Welt *für* die Welt?

Wer nur auf die Bestimmung von Unterschieden aus ist, kopiert eine Strategie, die von allen Unternehmensberatern zur Profilschärfung empfohlen wird. Und wer das nachmacht, was alle anderen vormachen, hört jedoch auf, sich von allen anderen zu unterscheiden. Wenn die Kirche dieser Logik folgt, praktiziert sie genau das, was der Papst kritisiert: Sie gleicht sich den Maßstäben der Welt an. Sie übernimmt die Orientierung an innerweltlichen Unterschieden und Unterscheidungen. Nicht selten sind dies Unterschiede, die zu Diskriminierungen führen. Es ist aber entscheidend für Christen, dass sie sich auf andere Weise profilieren. Entscheidend für die Kirche in der Welt ist,

Eine Fronleichnamsprozession, angeführt von Ministranten.

an einem anderen Unterschied Maß zu nehmen und anders mit innerweltlichen Unterschieden umzugehen. Nur so setzt sie in dieser Zeit selbst ein Zeichen, das nicht von dieser Welt ist. Dieses Zeichen verweist darauf, dass es *einen* Unterschied gibt, aus dem eine Gemeinsamkeit erwächst. Die Kirche hat zu bezeugen, dass die Verschiedenheit von Schöpfer und Geschöpf die Gleichheit und Ebenbürtigkeit aller Geschöpfe begründet. Darum ist jeder Unterschied zwischen Menschen umgriffen von einer je größeren Gemeinsamkeit. Sich in der Welt mit der Herausstellung dieses allen Menschen Gemeinsamen zu profilieren, ist die Aufgabe der Kirche. Stilbildend ist für sie die Orientierung am alle Menschen Verbindenden als dem entscheidend Christlichen. Diese Orientierung muss an allen unterschiedlichen Formen katholischer Präsenz im Säkularen ablesbar bleiben. □